



# Alljährliches Blatt.

Nr. 5.

Samstag

den 2. Februar

1828.

## Recept

ein braves Weib zu bekommen.

Es ist ein schlimmes Ding, die Ehe,  
Und wieder ein sehr gutes Ding;  
Wenn ich so manches Pärchen sehe,  
Das schwer trägt an dem goldnen Ring;  
Da graut mir, und mein Köpfchen spricht:  
Vermähl' dich nicht!

Doch, wenn ich and're Zwey erblicke,  
Die eigentlich nur Eines sind;  
Und als ein Wahrmahl von dem Glück,  
Dass sie sich freu'n, ein liebes Kind,  
Laut spricht mir dann das Herz im Leib,  
Nimm dir ein Weib!

Die Mädchen hab' ich mir betrachtet,  
Nicht, wie sie scheinen, wie sie sind,  
Da fand ich denn genau beachtet  
Oft Satansklau'n am Engelskind;  
D'rum, der mein Lied das Stäbchen bricht,  
Die nehmet nicht!

Ich will Kriterien Euch nennen,  
Ihr dürft auf die Erfahrung bau'n, —  
Wie ihr bey Mädchen könn't erkennen,  
Ob sie auch tauglich sind zu trau'n; —  
Die ich ein Mal als gut beschreib',  
Erwähl't zum Weib!

Die Euch bei'm ersten Sehn schon Blicke  
Erwidert, feurig und verliebt,  
Und die verstoßnen Händ' drückt,  
Wenn noch so sanft, zurück Euch gibt,  
Ein Blümchen Euch am Wege bricht!  
Die nehmet nicht!

Doch die, wenn ihr sie fest fixiret,  
Die Augen senket, schamenglüht,  
Und wenn ihr leise sie berühret,  
Das Händchen zitternd Euch entzieht,  
Der ist Gefühl nicht Zeitvertreib,  
Die nehmt' zum Weib!

Die Liebe für die Kinder heuchelt,  
Und jedes unsanft von sich rückt,  
Das ihr, wenn sie gepuzt ist, schmeichelt,  
Weil's ihr die Krause sonst zerdrückt;  
Der eckelt vor der Mutterpflicht,  
Die nehmet nicht!

Doch, die dem Knaben, der da eben  
Gespielt, und fiel am Bachesdamm,  
Zur Hülfe eilt; ihn aufzuheben  
Mit weißem Fuß in schwarzer Schlamm,  
Der pocht ein Mutterherz im Leib,  
Die nehmt' zum Weib!

Die einem neuen Haubenschnitte  
Und einem neuen Modellsleid  
Nachgaffen kann auf zwanzig Schritte,  
Und die es trägt, besieht mit Reid,  
Die stets vor allen Wässern riecht,  
Die nehmet nicht!

Doch Jene, die nicht stolz verschmähet  
Des vaterländ'schen Fleißes Frucht,  
Die nicht mit fremden Stoff sich blähet,  
In Keilichkeit die Mode sucht,  
Nicht macht zum Aushängschild den Leib,  
Die nehmt' zum Weib!

Die alle neu'n Werke kennet,  
Bei Lichte liest die halbe Nacht;  
Zu allen Bücherhändlern rennet,

Ob denn die Post nichts Neu's gebracht,  
Auch selbst verfaßt man's Gedicht,

Die nehmet nicht!

Doch welche all die Klingklangbüchlein  
Verschrob'ner Köpfe nicht goutirt,  
Nur manchmal so ein kernig Sprüchlein  
Von Heim und Wieland recitirt,  
Den Meister liest zum Zeitvertreib,

Die nehm't zum Weib!

Die Morgens neun Uhr noch im Bette  
Sich dehnt, und da den Kaffee trinkt,  
Nachher an ihrer Toilette  
Zwei Stunden durchsieht, puht und schmückt,  
Dann Flechten zupft, und Haare scheidt,

Die nehmet nicht!

Doch die man, wenn's auch schneht und regnet,  
Mit einem Körbchen unter'm Arm,  
Des Morgens auf dem Markt begegnet,  
Wohl mitten in der Wägede Schwarm,  
Die selbst auch kocht zum Zeitvertreib,

Die nehm't zum Weib!

Die jedes neu's Liedchen singet,  
Das im Theater erst erschien,  
Im Eccossais so zierlich springet,  
Als wär' sie Dupont's Schülerinn,  
Kühn über Kunst und Künstler spricht,

Die nehmet nicht!

Doch die, was sich für Hausfran'n schicket,  
Ganz aus dem Fundament versteht:  
Wie man ein feines Strümpfchen stricket,  
Wie man ein Hemd recht zierlich näht,  
War' auch nicht leicht, beim Tanz ihr Leib,

Die nehm't zum Weib!

Ich weiß die Eigenschaften alle,  
Beisammen findet man sie schwer,  
D'rum geh't vorsichtig in die Falle;  
Und findet ihr kein Mädchen mehr,  
Das ganz bestehet im Vericht,

Vermähl't Euch, nicht!

Kein Mittelweg ist in der Ehe:  
Entweder hebt das Weibchen Euch  
Hinauf zur höchsten Himmelhöhe,  
Wo nicht — stürze ihr in's Hölleereich;  
Den Gott und Teufel hat im Leib

Zugleich das Weib!

Castell,

### Abenteuer eines deutschen Officiers in Spanien.

Als Napoleon seine Waffen gegen Spanien kehrte, um die weit umfassenden Plane, die sein Geist entwor-

fen hatte, auch auszuführen; erschienen allgemeine Auf-  
hothe an die verbündeten Nationen, und Deutschlands  
Fürsten mußten als Mitglieder des Rheinbundes, ihre  
Contingente, zu seinem Heere nach Spanien stellen.  
Julius von Felsing hatte eben seine Studien beendet.  
Die unabhängige Lage, in die er durch den Tod seines  
Vaters versetzt wurde, lockten ihn an, bei dem allge-  
meinen Aufgebothe dem Rufe der Ehre zu folgen. Seine  
Fantaste mahlte ihm den Kriegstand mit den buntesten  
Farben aus; er träumte schon im Voraus von den Hel-  
denthaten, die er verüben, von den Ehrenzeichen, die  
seine Brust schmücken würden. Sein Oheim, der einst-  
weilen Vatersstelle vertreten hatte, billigte seinen Ent-  
schluß, weil er wohl voraus sehen mußte, daß alle Vor-  
stellungen bei dem einmahl aufgeregten Gemüthe seines  
Neffen fruchtlos seyn würden. Alles was er jedoch für  
seinen Neffen thun konnte, wurde nicht außer Acht ge-  
lassen, und nur den Bemühungen seines Oheims hatte  
es Julius zu verdanken, daß er eine Lieutenantsstelle  
bei den reisenden Jägern erhielt.

Der Augenblick der Trennung erschien, wo Julius  
seine Heimath verlassen und im fernen Lande seinem  
Glücke nachgehen sollte. Mit wahrer Rührung entließ  
ihn sein Oheim, und auch von Seite Julius, war der  
Abschied nicht minder herzlich. Die ersten Tage der Reise  
vermochten wohl die trüben Wolken von Julius Stirne  
nicht zu verschleichen, aber endlich, theils durch die An-  
nehmlichkeit und Neuigkeit der Gegenden, die man  
durchpassiren mußte, theils durch die frohe Laune seiner  
Kameraden ermuntert, kehrte nach und nach seine alte  
Fröhlichkeit wieder. Unter glänzenden Hoffnungen durch-  
zog Julius Frankreichs Fluren, und langte ohne weitere  
Beschwerde mit seinen Gefährten in Spanien an, wo  
er sogleich dem Armeekorps unter Dupont zugetheilt  
wurde. Mittlerweise hatten auch die Spanier ihre Rüstun-  
gen vollendet. Zahlreiche Guerillas neckten die Franzo-  
sen auf allen Seiten, schnitten ihnen Zufuhr und Lebens-  
mittel ab, hoben alle Verbindungen zwischen den ein-  
zelnen Armeekorps der Franzosen auf, und thaten ih-  
nen den empfindlichsten Schaden. Wurden sie von ei-  
nem stärkern Feinde angefallen, so zerstoben sie wie der  
Sturmwind auseinander und sammelten sich wieder auf  
einem andern Orte, bereit die empfangene Scharte durch  
einen glücklichen Handstreich auszuweken. Endlich hatte  
Duponts Armee die *Quadiana* überschritten; aber  
auch die Spanier waren unter Castanos und Reding in  
Masse aufgestanden, und stellten sich den vordringenden  
Feinden bey Baylen entgegen; und siehe, die ersten Sol-  
daten der Welt wurden von einem Haufen zusammen-  
gerotteter Hirten und Bauern geschlagen. Duponts  
Corps ward von dem Feinde umringt, theils versprengt,

theils gefangen genommen. Gleiches Schicksal erfuhr auch Julius; von den Schaaren der Fliehenden fortgerissen, getrennt von seinen Gefährten, sah er sich in ein Gehölz getrieben, das an einem Fuße eines schwarzen Felsengebirges lag. Hier in einer beynahe unwegsamem Waldschlucht suchte er Schutz vor den Nachsetzenden. Allmählig brach auch die Nacht herein, und machte seine schreckliche Lage nun noch schauervoller.

Die Stille des Waldes wurde nur durch das Geräusch der Nachtvögel und das Rauschen in den Wipfeln der Bäume unterbrochen, als Flüchtling an einem ihm ganz unbekanntem Orte, war seine Lage keineswegs beneidenswerth. Endlich konnte er aus Mattigkeit nicht mehr weiter, und entschloß sich, um sich nicht in das starr behaute Gras zu legen, einen Baum zu erklimmen, und dort die Nacht zuzubringen. Bei dem ersten Morgenstrahl gedachte er die Gegend sogleich zu verlassen und sich bis zum nächsten französischen Posten durchzuschlagen. Während solche Gedanken sein Innerstes beschäftigten, trat der Mond in sanfter Klarheit hinter den Wolken hervor, versilberte das nächtliche Dunkel, und erleuchtete die einsame Gegend, wo sich Julius befand. Auch in sein Inneres schien der milde Glanz des Mondes einen Lichtstrahl geworfen zu haben, und es war ihm, als spräche eine innere Stimme zu ihm: Des Heren Wege sind dunkel, aber sie führen alle zum Heile! Da sank sein Blick von dem mit zahllosen Sternen durchwebten Saphirbogen, zur Erde nieder, und er gewahrte, daß einige Schritte von ihm ein kleiner Abhang vortrage, an dessen Spitze ein dichtbelaubter Ulmbaum stand. Dort sprach er, will ich diese Nacht zubringen, den Ästen will ich mich anvertrauen, die ehwürdig herabgesenkt, gleichsam von einer guten Gottheit mit zum Aufenshafte angewiesen worden, sie sollen mich vor aller Gefahr schützen. Somit getröstet, gestärkt im Innern, bestieg er den Baum,

Nicht lange weilte er in den Ästen des Ulmbaumes über seine Lage nachdenkend, wie das ganze Gebäude seiner Hoffnungen, seiner Pläne, plötzlich zusammengestürzt, und er anstatt einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, gerade von der Schaar der Flüchtenden habe mitgerissen werden müssen, als er in der Ferne Schellenklang von Maulthierern vernahm. Zwischen dem Schellengeläute ließen sich mehrere Menschenstimmen vernehmen, und zu seiner nicht geringen Verwunderung kam, der Zug immer näher, bis er endlich, in einer kleinen Entfernung von ihm Halt machte. Die Vorsicht geboth ihm, sich möglichst ruhig zu verhalten, im mindesten kein Geräusch zu verursachen, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen und sich neuen Gefahren auszusetzen. Unfern vom Baume wurde ein Feuer gemacht, die Maulthiere abgepackt, Kessel hervorgezucht, und der mitgebrachte Mundvorrath ausgetheilt.

Die Strapazen des Tages waren das Gespräch der in einem dichten Kreis um das Feuer Herumsitzenden, und Julius merkte aus den folgenden Gesprächen daß er eine Bande Schleichhändler vor sich hatte. Der Wein, den sie in einer großen Kürbisflasche fleißig die Kunde machen ließen, stimmte sie bald zur Fröhlichkeit, und in kurzem wiederholte die Gegend von ihren Trinkliedern. Doch das plöbliche Geschrey eines von der Bande ausgestellten Postens machte dem Saufgelage ein schnelles Ende. In einem Augenblicke hatten sich alle aufgerafft, und zu den Waffen gegriffen, denn das Rossgestampf, welches die Thalschlucht immer hörbarer herauf kam, ließ sie nichts Gutes vermuthen. Die heransprengende Reiter-schaar, war nichts anders als eine Guerilla, welche auf die Nachricht von dem Durchziehen einer Bande, derselben nachsetzte. Bald kam es zwischen beiden Partheyen zum Gefechte. Die Schleichhändler, ihr Schicksal ahnend, vertheidigten sich wie die Löwen, mußten aber der Ueberzahl der Guerilla weichen. Viele wurden niedergebauen, der Rest gefangen genommen, und nur wenigen gelang es sich durchzuschlagen. Nach und nach verscholl der Lärm, es herrschte die vorige Grabesstille, die nur einigemahl durch das Ächzen und das Todesröcheln einiger Sterbenden unterbrochen wurde, denn nur leicht Verwundete wurden mitgeschleppt. Allmählig fing der Morgen zu grauen an, und so wie er im Stande war die zunächst liegenden Gegenstände zu erkennen, so wagte er es seinen Zufluchtsort zu verlassen, der ihm in dieser qualvollen Nacht, so mitleidig geschützt hatte. Er verließ demnach den Baum, blickte selbst, gleichsam als wäre es ein fühlendes Wesen, mit innig gerührter Dankbarkeit an, und verfügte sich zu dem Orte, wo das Gefecht vorgefallen. Mehrere Entseelte von beiden Partheyen, lagen hin und wieder in ihrem Blute. Allen war der Hauch des Lebens entflohen, und schon verzagte er, Jemanden sich hülfreich bezeugen zu können, als er, bey einem Gebüsche das Ächzen eines Verwundeten vernahm.

Auf Flügeln der Eile begab er sich hin, in der Hoffnung einen Unglücklichen zu retten. Doch wie erstaunte er nicht, als er ein Mädchen gewahrte, welches im Blute schwimmend, ohnmächtig am Boden lag. Das Auge der Ohnmächtigen vom Schmerze zusammengebrückt, glich einer halb erloschenen Flamme, Wangen und Lippen waren mit einem sanften Blau überzogen, und aus ihren Mienen sprach sich duldbendes Leiden aus. Von einem unbeschreiblichen Gefühle getrieben, eilte er schnell Wasser in seinem Hute zu holen, um die Wunde der unglücklichen Schönen nach seinen Kräften zu reinigen und zu verbinden.

Raum war er einige Schritte weiter geeilt, als er nicht weit von dem Kampfsplatze ein, an einem Baumstamm gebundenes Maulthier gewahr wurde, welches

überdies noch mit verschiedenem Gepäck beladen, vermuthlich in der Dunkelheit der Nacht übersehen, und zurückgelassen wurde. Welch ein herrlicher Fund für den barmherzigen Samaritan, da er dadurch zum Theile aus seiner Verlegenheit gehoben wurde. Er hätte beynahe vor Freude seine Lage vergessen, wenn er nicht durch wiederholte Klage töne der Leidenden, an Eile wäre gemahnet worden. Hastig riß er das Gepäck auseinander, fand einige Päckchen Mouffelin, auch eine Flasche Wein, welcher ihm um so mehr ein schätzbarer Fund schien, da er damit die Lebensgeister der halb Ohnmächtigen zurückzurufen hoffte. Zurückeilend fand er am Plage, wo die Schleichhändler das Feuer angelegt, in einem Geschirre Quellwasser, welcher Fund ihm die Mühe, sich weiter um selbes umzusehen, ersparte. Versetzen mit dem so erwünscht Gefundenen, erreichte er nun die Verwundete, die noch immer in einem bewußtlosen Zustande war. Die Anwendung des Weines, brachte bald die gewünschte Wirkung hervor.

Unterdessen wusch er die Wunde, die nur ein Hieb in dem linken Arme war, aus, und verband sie so gut es in seiner Macht war. Nachdem sich nur die schöne Unbekannte etwas erholt hatte, und ihr Auge aufschlug, erstaunte sie nicht wenig, statt der wilden Schleichhändler einen schönen, jungen Mann an ihrer Seite zu sehen. Auch auf Julius machte die schöne Leidende keinen geringen Eindruck, und er beschäftigte sich gelegentlicher mit dem Verbande als es vielleicht nothwendig schien. Ein kaum hörbares: „Wo bin ich?“ entquoll ihren zauberischen Lippen. „Dürchten sie nichts Bedauerungswürdige!“ sprach Julius, „mein einziger Wunsch ist ihre Rettung. Gott möge mir Kraft verleihen sie zu vollbringen.“ Sie beruhigend, erzählte er ihr die Niederlage der Schleichhändler, und daß sie vor selben nichts weiter zu fürchten hätte.

Als sich die Wiederauflebende etwas erholt hatte, machte Julius den Vorschlag, daß man diesen Ort verlassen, und sich möglichst schnell nach Hause umsehen müsse. Die Verwundete stimmte seiner Meinung bei, äußerte jedoch die Furcht, daß sie aus Mäthigkeit ihm zu folgen nicht im Stande seyn werde. Da verkündete ihr Julius seinen glücklichen Fund, und schickte sich an, das Maulthier herbeizuholen, das seine schöne Bürde an Ort und Stelle bringen sollte. Schnell führte Julius das Maulthier herbei, alles unnöthige Gepäck wurde zurückgelassen, und das Mädchen hinaufgesetzt. Schrecken und starker Blutverlust verhinderten die Schöne aufrecht zu sitzen, aus Schwäche lehnte sie sich an Julius Seite, der neben ihr einhergehend das Thier beim Zaume führte. Wie wortkarg die Schöne bei jeder andern Gelegenheit gewesen seyn mochte, so verbannte ihr neues Verhältniß bald alle Sprödigkeit, und als Julius sie um ihren

Namen fragte, so erwiderte sie in einem Tone, der ihrem Rettee tief in die Seele drang, daß sie Ines heiße, und die Tochter des Don Diego de Gardias und Granada sey. Dorthin befohl Julius seine Reise zu richten, zum Ines ihrer Familie wieder zurückzugeben. Absichtlich brach Julius jedes weitere Gespräch ab, um die ohnehin Erschöpfte, nicht noch mehr zu schwächen. Nur so viel noch erzählte Ines, daß, als sie sich vor einigen Tagen allein lustwandelnd in einen, nahe an ihrem väterlichen Landstz gelegenen Wald begab, dort plötzlich von den durchziehenden Schleichhändlern, die sie für Räuber gehalten, gewaltsam ergriffen, und von selben fortgeschleppt worden.

Während dieses Gespräches, waren sie allmählig ins Freie gekommen. Bald führte sie der Weg, der sich eine Zeitlang durch Wald und Gestrüppe gezogen hatte, in eine grasreiche Ebene. Waldesdunkel und Buschwerk verlor sich, die Gegend wurde freundlicher, für unsern Julius aber gefährlicher, weil er jeden Augenblick fürchten mußte, in die Hände einer Guerilla zu fallen. Zwar hatte er seine Uniform mit der elenden Jacke eines der Gefallenen vertauscht, doch zeigte sein übriges Wesen keinen Spanier an. Absichtlich vermied er alle Wohnungen, und ließ sich hiebei jeden Unweg gefallen, um nur in kein Gespräch mit den Einwohnern verflochten zu werden. Zu diesen Vorstellungen gesellte sich noch der Gedanke an die schöne Ines, welche ihm in jedem Augenblicke reizender vorlam, und die er nicht neuen Gefahren aussetzen wollte. Nach mehreren Stunden Weges, als die Sonne schon stark über ihren Häuptern brannte, lenkte Julius von der Straffe ab, und führte das Maulthier in ein wildverwachsenes Gebüsch, welches ihm und seinem Schlingling Schatten und Schutz geben sollte. Der Rest der gefundenen Vorräthe wurde aufgetischt, und ein Mittagmahl gehalten, das so frugal es auch war, ihm doppelt schmeckte, da er jeden Bissen mit der schönen Ines theilen konnte. Das Gespräch wurde immer traulicher und Julius bemerkte mit Wohlgefallen, das Ines Seele eben so rein, als ihr Geist gebildet war.

Schnell waren einige Stunden entflohen, die Zeit mahnte an Eile, wenn sie noch heute die Ufer des Quadalquivir erreichen wollten. Der Weg wurde eben auf die Weise, wie in den Morgenstunden fortgesetzt, und die Sonne war schon hinter die Berge verschwunden, als sie die Ufer des Quadalquivir erreichten. Sie suchten eine Brücke zu entdecken; lange war es vergebens, bis sie endlich, da sie stets dem Ufer entlang ihre Reise fortsetzten, zu einer Fischerhütte gelangten. Hier wollten sie Hilfe ersuchen, Julius pochte an, und ein Greis trat heraus.

(Der Beschluß folgt.)